

Leitartikel

Norbert Mette Beziehungs- kultur(en) im Wandel

1. „Beziehung“ – ein beziehungsreiches Wort

„Der Mensch lebt von Beziehungen.“ Ein flüchtiger Blick auf das Deckblatt dieses Heftes könnte zu einer solchen – höchst mißverständlichen – Verwechslung seines Titels führen. Spontan könnte das eine Fülle von Assoziationen auslösen: Lassen sich nicht in der Tat Beispiele zuhauf dafür anführen, daß, wer über bestimmte Beziehungen verfügt, davon spürbare Vorteile für seine alltäglichen Sorgen oder gar für sein Leben überhaupt hat – sei es, daß man schlicht und einfach bestimmte Sachen billiger einkaufen kann oder eine fällige Reparatur schneller – und womöglich bei „Schwarzarbeit“ gleichfalls billiger – erledigt wird? Um überhaupt in bestimmte Berufssparten hineinzugelangen, bedarf es möglichst vieler Beziehungen zu einflußreichen Leuten, die im Handumdrehen alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumen können. Ähnliches gilt für die Ermöglichung und Förderung von Karrieren – nicht nur im beruflichen, sondern auch im politischen Bereich oder sonstwo. Wer keine Beziehung hat, ist arm dran. Wer sich nur auf sich selbst verlassen kann, kommt häufig nicht weiter. Nicht umsonst spricht man vom „Vitamin B“. Übrigens, auch innerhalb der Kirche soll es nicht unbedingt von Nachteil sein, wenn man in diesem Sinne über entsprechende Beziehungen verfügt.

Doch das soll wahrhaftig nicht Thema dieses Heftes sein. Nicht „von Beziehungen lebt der Mensch“ lautet sein Titel, sondern „in Beziehung“. Nun, auch das könnte wiederum mißverständliche Assoziationen auslösen: „In einer Beziehung zu leben“ ist für manche Zeitgenossen immer noch mit einem anrühigen Klang behaftet: Ist damit doch gemeint, daß die betreffende Person, über die so etwas gesagt wird, nicht in ordentlichen – d. h. ehelichen – Verhältnissen lebt, sondern halt unordentlich mit einem Partner oder einer Partnerin Tisch und Bett miteinander teilt. Die Variante „eine Beziehung zu haben“ bedeutet in diesem Zusammenhang noch insofern eine Steigerung, als sie aussagt, daß die betreffende Person neben einem legalen Verhältnis zu einem Partner oder einer Partnerin gleichzeitig eine weitere Beziehung unterhält. Doch auch dieses Verständnis von In-Beziehung-Leben wird vom Hefttitel nicht vorrangig angezielt. Sicherlich schwingt es hintergründig mit. Denn es ist unbestreitbar, daß es gerade in erotisch-sexueller Hinsicht in den letzten Jahren zu einer Vielzahl von Beziehungsformen gekommen ist, die mit der traditionellen Unterscheidung

2. Zum Thema dieses Heftes

von „geordnet – nicht geordnet“ oder „legal – illegal“ nicht hinreichend erfaßt und bewertet werden können. Ein eher belangloses Beispiel vermag deutlich zu machen, wie sehr diese Unterschiedlichkeit von faktisch bestehenden Beziehungsformen inzwischen allgemein als selbstverständlich anerkannt ist: Während es früher klar war, daß bei Einladungen der oder die Betreffende anzugeben hatte, ob er oder sie voraussichtlich allein oder mit Ehegatten/Ehegattin kommen würde, lautet inzwischen die Formulierung auf den entsprechenden Antwortkarten: „Ich komme in Begleitung. Ja/Nein“.

Dieser Hinweis auf die veränderten Partnerschaftsverhältnisse im erotisch-sexuellen Zusammenleben steht für viele andere und läßt sich verallgemeinern: Vieles, wenn nicht alles im traditionellen, mitunter stark regulierten Beziehungsgefüge der Menschen untereinander ist offensichtlich ins Wanken geraten. In dem, was hier zusammenfassend als „Beziehungskultur“ – oder besser im Plural als „Beziehungskulturen“ – bezeichnet wird, haben sich in relativ kurzer Zeit enorme Wandlungsprozesse und Veränderungen vollzogen. Genau diese Erfahrung, wie sie allenthalben zu machen ist, angefangen schon in der nächsten eigenen Umgebung, aufzugreifen und zu thematisieren war Anlaß für die Wahl dieses Heftthemas: „In Beziehung leben“. Behauptet werden soll damit, daß in Beziehungen zu sein konstitutiv für das Mensch-Sein ist. Trifft diese These wirklich zu? Was besagt sie unter den epochal veränderten und sich immer noch rascher verändernden Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft? Wo und wie bekommt es die Kirche mit diesen Veränderungen zu tun? (Vgl. dazu Diakonia Heft 1/94.)

Natürlich kann es nicht darum gehen, im Sinne einer bloßen Unterwerfung unter die vermeintliche Normativität des Faktischen alle Entwicklungen in den Beziehungsformen gutheißen zu wollen. Doch ebensowenig sind vorzeitige moralische Beurteilungen am Platz – ganz abgesehen davon, daß der Ruf nach einer Restauration der vormaligen geordneten Verhältnisse völlig ins Leere verhallen dürfte. Nur wer sich darum bemüht, die hinter den Veränderungen steckenden Motive und Impulse aufzuspüren, sie wirklich zu verstehen und differenziert zu beurteilen, ist fähig, konstruktiv zum Aufbau tragfähiger sowie zukunftsträchtiger Beziehungskulturen beizutragen. Das gilt auch für die Kirche – bis hin zur Gestaltung ihrer eigenen Beziehungsformen.

Mit welchen Veränderungen in der Beziehungskultur sind wir konfrontiert? Einige kursorische Anmerkungen dazu mögen den Leser und die Leserin auf das Thema

3. Individualisierung – das Ende von Beziehungen?

dieses Heftes einstimmen und sie auf die Lektüre der folgenden Beiträge neugierig machen.

So könnte man gegen die im Titel zum Ausdruck gebrachte These, daß der Mensch in Beziehungen lebe, als direkten Einwand geltend machen: Widerspricht eine solche Aussage nicht diametral dem allgemein als zutreffend angesehenen Theorem von der Individualisierung als der für den (post-)modernen Menschen kennzeichnend gewordenen Lebensform?

Zunächst einmal ist diesem Einwand mit der Bemerkung zu begegnen, daß ihm ein problematisches Verständnis von Individualisierung zugrunde liegt; er verwechselt nämlich Individualisierung mit Individualismus oder gar mit Autismus. Innerhalb der Soziologie meint dieser Begriff demgegenüber gerade nicht eine Abkapselung des einzelnen aus den sozialen Zusammenhängen, sondern im Gegenteil eine bestimmte Vergesellschaftungsform, nämlich eine Form, wie sie durch die Modernisierung bedingt ist. Dieser Prozeß hat sich für die Individuen so ausgewirkt, daß sie mehr und mehr auf sich selbst zurückgeworfen worden sind, um den an sie gerichteten Anforderungen – etwa nach größtmöglicher Mobilität – entsprechen zu können. Verbindliche, traditionell vorgegebene Leitmuster für die Lebensführung – im Sinne eines als normal ablaufend geltenden Lebenszyklus – bewähren sich nicht länger. Der einzelne muß seine Biographie nach eigener Maßgabe planen und gestalten und immer neu planen und neu gestalten. Eine Rückbindung an die traditionellen Sozialgefüge (Sippschaft und Milieu) erweist sich dabei in der Regel als wenig hilfreich bzw. ist gar nicht mehr möglich, weil sie sich zwischenzeitlich aufgelöst haben.

Das alles heißt jedoch nicht, Individualisierung bedeute das Ende von Beziehungen überhaupt. Im Gegenteil, Beziehungen zu anderen haben auch für den „individualisierten Menschen“ durchaus einen hohen Stellenwert. Der Unterschied zu früher ist nur, daß er stärker als früher von sich aus entscheiden kann, aber auch zu entscheiden hat, welche Beziehung er aufnehmen und möglicherweise intensivieren möchte und welche nicht. Beziehungen einzugehen und zu pflegen ist also weitgehend zu einer Angelegenheit der persönlichen Wahl geworden, wobei, soll sie zustande kommen, der eigenen Wahl natürlich die ebenso freie Wahl eines oder einer anderen korrespondieren muß. Das bedingt, daß Beziehungen empfindlicher, brüchiger geworden sind. Der Zwang zur Wahl erhöht das Bewußtsein für die Kontingenz von Beziehungen. Daß sie für ein ganzes Leben lang verbindlich

eingegangen werden sollten, erscheint vielen unter solchen Bedingungen als unzumutbar, auch wenn die jeweils bestehende Beziehung durchaus als verbindlich gilt.

Daß eingegangene Beziehungen den Beteiligten einiges wert sind, zeigt sich in ihrer Bereitschaft, gemeinsam etwas in sie zu investieren. In der Regel ist es ja nicht mehr so, daß der Mann vorrangig für die Erwerbsarbeit zuständig ist und die Frau für die „Beziehungsarbeit“ zu Hause – für die Partnerschaft und mit den Kindern. Sondern es bedarf gemeinsamer Vereinbarungen über die Räume und Zeiten, die ausschließlich dem Umgang miteinander gewidmet sind. Ist es nicht bezeichnend, daß gerade diese Absprachen nicht selten ausdrücklich als „heilig“ gelten?

Daß Beziehungen prekärer geworden sind, ist keineswegs alles, was sich als Folge des Individualisierungsprozesses anführen läßt. Gleichzeitig ist das Aufkommen einer Vielzahl neuer Beziehungsgefüge zu verzeichnen, die die einzelnen davon entlasten, ausschließlich allein für das Durchtragen von Beziehungen verantwortlich sein zu müssen. Es existieren verschiedenartig ausgeprägte Milieus – teils herkömmlicher, teils ganz neuer Art –, in die sich der oder die einzelne zurückziehen kann und die ihn oder sie davon entlasten, ständig alles selbst arrangieren zu müssen, sondern das Gefühl vermitteln, unter Gleichgesinnten zu sein. Eine ungeahnte Aufwertung haben die familiären Netzwerke erfahren, die zwar weniger fest zusammengeschweißt sind als früher und damit auch für manche ihren Zwangscharakter verloren haben, die aber in bestimmten Situationen sich gewissermaßen als „Auffangbecken“ erweisen, die zuverlässig schlicht und einfach da sind. Eine ähnliche Funktion können Freundeskreise oder Erwachsenencliquen einnehmen.

Individualisierung heißt also nicht das Ende von Beziehungen, sondern, daß Beziehungen anders geworden sind.

4. Tendenzielle Globalisierung von Beziehungen – eine Überforderung?

Gerade nicht das Ende von Beziehungen, sondern deren Ermöglichung in einem bislang nicht gekannten Ausmaß verheißt eine andere Neuerung, die sehr nachhaltig seit einiger Zeit Einfluß auf die Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens in allen möglichen Bereichen nimmt: die sog. „dritte technologische Revolution“, die durch die rasanten Entwicklungen im Bereich der Kommunikationstechnologie in Gang gesetzt worden ist und durch sich ständig ablösende Innovationen unaufhaltsam vorangetrieben wird. Zum ersten Mal ist der Mensch – prinzipiell jedenfalls – in der Lage, mit allen Teilen der Welt zu ein

und derselben Zeit Beziehungen aufzunehmen. Ja, er braucht sich dabei nicht mehr nur auf die reale Welt zu beschränken, sondern kann mit allen möglichen virtuellen Welten Kontakt aufnehmen. Daß das für die Gestaltung von Beziehungen nicht folgenlos bleiben kann und bleibt, liegt auf der Hand. Aber in welche Richtung das geht, darüber kann bislang noch ebensowenig gesicherte Auskunft gegeben werden wie darüber, ob die Vor- oder die Nachteile überwiegen. Natürlich können die Kommunikationsmaschinen einem sowieso beziehungsarm lebenden Menschen die Möglichkeit geben, dieses durch die Vervielfältigung der von ihm gesteuerten vermeintlichen Beziehungen um so grandioser zu kompensieren. Ebenso können sie aber auch dem kontaktfreudigen Zeitgenossen dazu verhelfen, in einem Ausmaß Beziehungen zu suchen und zu pflegen, ja zu intensivieren, wie es ihm bei der Begrenztheit und Langsamkeit der bisherigen Kommunikationsmöglichkeiten nicht zur Verfügung stand. Generelle Verdikte sind ebensowenig angebracht wie eine allzu technologiebesessene Euphorie. Vieles wird durch Gewohnheit sich wieder auf ein vernünftiges Maß einpendeln. Und vielleicht ist der alltägliche Umgang mit technologisch noch so perfektionierten Medien durchaus der Einsicht förderlich, daß durch sie die Bedeutung unmittelbarer Beziehungen, des direkten Kontaktes doch wohl nicht so gut wie gänzlich ersetzt werden kann, was darin resultieren kann, daß das im Gegenteil noch viel stärker geschätzt und gepflegt wird.

5. Weiterführende Anstöße und Fragen

Beide Hinweise machen deutlich: Die Voraussetzungen für die Gestaltung von Beziehungen durch und mit Menschen haben sich erheblich verändert. Gefährdungen und Überforderungen können nicht von der Hand gewiesen werden, zumal gerade die neuen Kommunikationsmedien allen möglichen Mißbräuchen offenstehen und entsprechend manipuliert werden. Aber es gibt auch enorme Chancen zu einer neuen Gestaltung von Beziehungskultur(en); sie müssen bewußt gemacht und gefördert werden. Einiges ist – wie angedeutet – schon im Gange. Kann man also darauf bauen, daß wir Menschen wirklich „unheilsam“ beziehungsformig angelegt sind?

Ist der biblische Gruß des Schalom nicht genau von dieser Zuversicht getragen, es könne gelingende Beziehungen der Menschen untereinander und auch mit der Natur geben? Welche Impulse kann heute der Glaube an einen Gott, der selbst die Beziehungsfülle schlechthin ist, können diesen Glauben bezeugende Theologie und Kirche für die Schaffung von Beziehungskulturen – im nahen und weltweit – an die Hand geben?